

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 26 (1950-1951)
Heft: 2

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070447>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

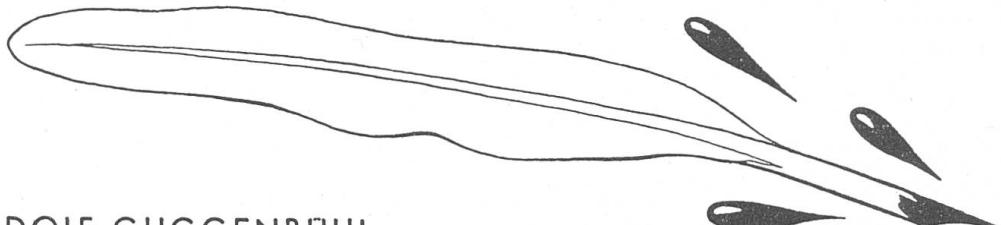
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RANDBEMERKUNGEN



von ADOLF GUGGENBÜHL

Unschweizerisch

UNTER den deutschen Professoren, die Lehrstellen an schweizerischen Hochschulen inne hatten, gab es viele, die ihrem Gastland und seinen demokratischen Einrichtungen herzlich zugetan waren. Aber Demokraten in unserem Sinne sind deswegen doch die wenigsten geworden.

In einem Artikel « Heinrich Wölfflin als Mensch », der einige Zeit nach dem Tode des berühmten Kunstgelehrten in einer Schweizer Zeitung erschien, findet sich nachstehende, bezeichnende Stelle:

« Ein Brief liegt auf meinem Schreibtisch. Im Augenblick geschrieben, als die Postsperrre aufgehoben war: Herrn Heinrich Wölfflin, Zürich, Talacker. Eine Adresse, die nun für immer erloschen ist, ein Brief an dieses alte Bodmer-Haus, in dem er die zweite Etage bewohnte und über dessen Bewohner er sich einmal mit seiner bekannten unwiderstehlichen Ironie geäußert hat: « Im Hause unten wohnen immer Leute, die man lieber nicht nennt. Zuerst war da ein Schönheitsalon, und jetzt geht durch den Eingang mit dem Säulenportal ein Maurermeister, dessen Tochter das Schuhgeschäft gegenüber betreibt. »

Ein schweizerischer Hochschulprofessor hätte kaum so etwas gesagt. Das Haus zum Sihlgarten, in dem Wölfflin eine Wohnung gemietet hatte, wurde zwar im Jahre 1826 von einem gewissen Hans Bodmer erbaut, aber dieser Bodmer war weder Dichter noch Professor — ein solcher hätte diesen teuren Bau gar nicht erstellen können —, sondern ein Kaufmann, der sein Geld im Seidenhandel

verdiente, also durch eine Tätigkeit, die an sich durchaus nicht aristokratischer ist als die Schuh- oder Baubranche. Aber abgesehen davon, welch ein undemokratischer Bildungs dünkel liegt doch der Auffassung zugrunde, ein Universitätsprofessor habe das Recht, auf jene Schichten herabzusehen, aus deren Steuer geldern er lebt!

Wohltat wider Willen

BEI einer Besichtigung von Notwohnungen durch eine nationalrätsliche Kommission wurde eine Notunterkunft in einer Scheune des Dorfes X. besichtigt. Die Wohnung war höchst unkomfortabel, und die Nationalräte schüttelten das Haupt ob dieser Behausung, bis dann einer auf die Idee kam, die Mieterin zu fragen: « Wie lange wohnen Sie schon in diesem unmöglichen Logis? »

« Sechzehn Jahre », war die Antwort.

Warum sie denn nicht schon vor dem Krieg, als es noch Wohnungen genug gab, umgezogen sei?

Hier werde nicht mehr ausgezogen, erklärte die Frau. Es gefalle ihnen hier, und der Mietpreis sei so, daß sich ihr Mann ohne schlechtes Gewissen auch noch ein Glas Bier leisten könne.

Ich würde mich nicht wundern, wenn das Ergebnis dieser Besichtigung darin bestanden hätte, daß die Familie gezwungen worden wäre, eine komfortablere Wohnung zu suchen. Wurde doch vor einigen Jahren einem Mann, der zufrieden und glücklich in einem Woh-

wagen wohnte, durch die Behörden verboten, weiterhin in diesem Wagen zu verbleiben.

Daß der Staat den Bürger überall dort durch Vorschriften einengt, wo das im Interesse der Allgemeinheit nötig ist, ist selbstverständlich; sonst wäre ein vernünftiges Zusammenleben unmöglich. Das Eigenartige des modernen Wohlfahrts-Staates besteht aber gerade darin, daß auch für jenen gesorgt wird, der diese Betreuung gar nicht wünscht.

Wenn in der Gvätterischule die Tante dem kleinen Ernstli verbietet, an einem farbigen Holzklotz zu saugen, so mag das berechtigt sein, denn vielleicht hat die Tante recht, wenn sie befürchtet, die Farben seien giftig. (Obschon ja zweifellos ein Amt dafür sorgt, daß keine mit schädlichen Farben bemalte Spielwaren verkauft werden dürfen.)

Aber nicht wahr: einmal werden wir ja doch erwachsen, und es ist nicht schön, wenn noch mit 50 oder 60 Jahren Onkel Staat darüber entscheidet, was in unserm persönlichen Interesse liegt und was nicht.

Schweizerhochdeutsch

« Auch der im holprigen Schweizerhochdeutsch gesprochene Begleittext erwies sich nicht ganz auf der Höhe. »

(Besprechung eines Schweizer Films von Josef Dahinden.)

Esgibt sehr viele Schweizer, die sich verpflichtet fühlen, die Ansicht zu vertreten, es gehöre sich, das Schriftdeutsche möglichst bühnenmäßig zu sprechen. Gerade weil sie die Bemühungen für die Reinerhaltung der Dialekte unterstützen, scheint es ihnen logisch, daß anderseits auch das Schriftdeutsche von Dialekt-einflüssen befreit wird.

Die Stellungnahme ist folgerichtig; aber sie tut, wie fast alle schematischen Lösungen, der Wirklichkeit Gewalt an. Das Verhältnis des Deutschschweizers zum Schriftdeutschen ist anders als sein Verhältnis zum Englischen oder Französischen. Gewiß, das Schriftdeutsche ist für uns nicht Muttersprache; aber es ist auch nicht eigentliche Fremdsprache. Wir dürfen es deshalb ruhig so sprechen, daß man uns anmerkt, daß wir Schweizer sind. Wenn deshalb das große Publikum beim Radio, bei der Filmwochenschau oder bei Vorträgen sofort

sehr sauer reagiert, sobald ein Schweizer das Schriftdeutsche ohne Akzent spricht, so befindet es sich durchaus im Recht. Gerade der Umstand, daß das Schriftdeutsche bei uns offizielle Landessprache ist, gibt uns die Legitimation, es auf unsere Art auszusprechen.

Es steht überhaupt nicht in den Sternen geschrieben, daß die Aussprache irgendeiner Sprache à tout prix einheitlich sein müsse. Eine gewisse Gleichschaltung ist nötig, damit die Sprache ihre wichtigste Aufgabe, nämlich als Verständigungsmittel zu dienen, erfüllen kann. Im übrigen aber schadet es durchaus nichts, wenn von der Art der Aussprache die Herkunft des Sprechenden abgeleitet werden kann.

Auch unsren welschen Mitbürgern darf man ruhig anmerken, daß sie Suisses romands und keine Franzosen sind. Im Welschland findet man allerdings gelegentlich ein Unverständnis für die regionalen Sprachverschiedenheiten, das kaum zu überbieten ist. Als typisches Beispiel möge ein Referat aus der Mai-Nummer der « Typographischen Monatsblätter » dienen, das über einen Vortrag berichtet, den ein gewisser M. Beley vor den jurassischen Typographen hielt. Dieser Monsieur Beley sagte folgendes:

« Il est réconfortant de constater que l'on se préoccupe de remédier à la décadence du français en terre romande. Dès l'entrée à l'école primaire, l'enfant se heurte à de grosses difficultés de langage. Il est bien compréhensible qu'à sept ans, nos bambins ne s'expriment que par quelques phrases simples. Mais, dans certaines régions, lorsque l'institutrice ou l'instituteur doit se servir de termes patois pour se faire comprendre, on peut se rendre compte des difficultés que rencontre le corps enseignant dans sa mission éducative. Après la scolarité primaire et parfois secondaire, si la jeune fille ou le jeune homme ne fait pas un effort pour maintenir et développer ce qu'il a appris, son niveau intellectuel en pâtit. Le patois qui, heureusement, tend à disparaître, en dépit de toute la saveur que l'on veut lui prêter, n'est qu'un moyen rudimentaire de s'exprimer. Certains professeurs, peut-être en mal de célébrité, feraient œuvre plus utile en développant l'étude du français plutôt qu'en prônant la survivance des dialectes. »

Les expressions locales et régionales sont employées à profusion. On oublie à la longue le mot exact pour ne se servir que de termes ou de locutions amalgamés au français. Il en résulte une grande difficulté de s'exprimer en public ou devant des personnalités officielles. »

Es läßt sich nur aus einer weitgehenden kulturellen Überfremdung durch das zentra-

listische Frankreich erklären, daß unsere welschen Freunde für den sprachlichen Föderalismus so wenig Verständnis haben.

Das rechte Maß

DIESE faszinierende Photographie wurde vor einiger Zeit in der «Schweizer Illustrierten» reproduziert.



Solche Gassen gibt es auch in andern Ländern, in Frankreich, Italien usw. Sie sind der Ausdruck einer Lebensform, die in vielen Teilen der Welt für die armen Schichten charakteristisch ist. An warmen Tagen spielt sich das ganze Leben der Bewohner auf der Straße ab.

Wie viel eintöniger ist das Leben einer schweizerischen bürgerlichen Familie, die in der «splendid isolation» eines Einfamilienhauses wohnt, umgeben von einem Garten, der wiederum durch eine hohe Hecke abgeschlossen ist!

Unter welchem System möchten Sie lieber wohnen? Hat nicht die bevölkerte Gasse sehr viel für sich? Sind nicht eine Menge Probleme, unter denen viele von uns leiden, durch diese Art Wohnen gelöst? Hier gibt es keine alten Leute, die von der Welt abgeschlossen sind, keine Frauen, denen es langweilig ist, weil sie keine Freundin haben, keine Kinder, die ohne Spielgefährten aufwachsen. Liebe und Haß,

Tugend und Laster, Freude und Trauer, alles, was das Menschenleben ausmacht, spielt sich vor den Augen aller ab. Hier müssen die Bewohner nicht ins Kino, um etwas zu erleben.

Aber diese Freiluftbühne hat auch ihre Nachteile: Wenn jemand allein sein möchte, dann kann er diesen Wunsch nicht erfüllen, und wenn jemand anders ist als die andern und deshalb verfeindt wird, wird sein Leben in dieser Kollektivität zur Hölle.

Es gibt keine allgemein gültige Lösung des Wohnproblems. Jeder Mensch muß für sich jene Lösung suchen, die ihm am besten entspricht. Auch die bei uns übliche Isolierung hat ihre Vorteile. Aber sie erfordert eine Ergänzung. Die Engländer, die ebenfalls dem Grundsatz huldigen: «My house is my castle», haben deshalb Institutionen erfunden, die ein Gegengewicht schaffen. Das sind die Clubs. Ihre Mitglieder rekrutieren sich vor allem aus jenen Kreisen, wo die geselligen Bedürfnisse nicht durch einen Verkehr mit den Nachbarn, wie in den volkstümlichen Schichten, befriedigt werden können.

Es ist merkwürdig, daß das schweizerische Bürgertum, das zu Hause besonders abgeschlossen lebt, nicht ähnliche Einrichtungen geschaffen hat. Die Vereine sind kein vollwertiger Ersatz für Clubs.

Jedem das Seine - nicht jedem das gleiche

IN einer holländischen Stadt ist soeben ein großes Passagierschiff, das auf einem der Kanäle nach Amsterdam führt, abgefahren. Da sieht man auf dem Quai ein Elternpaar mit zwei Kindern daherkeuchen. Offenbar ist die Familie ein paar Sekunden zu spät gekommen. Der Kapitän gibt augenblicklich Befehl, rückwärts zu fahren und nochmals anzulegen, damit die vier Nachzügler auch mitkönnen.

Ein schweizerischer Schiffskapitän würde diese freundliche Geste nicht machen. Auch ihm tun die Zuspätkommenden leid. Aber er ruft sich selbst zu: «Landgraf, bleibe hart!» Es darf nicht sein — es geht nicht — aus prinzipiellen Gründen. Wenn das Aufladen von Waren länger dauert, als vorgesehen war, dann selbstverständlich muß man warten.

Wenn ein störrisches Kalb Schwierigkeiten beim Einsteigen macht, dann natürlich muß man die Verspätung in Kauf nehmen; bei Passagieren aber kann solche Rücksichtnahme einfach nicht verantwortet werden. Wo käme man hin? Es geht nicht, wegen der Konsequenzen.

Diese Angst vor den Konsequenzen ist die Erklärung für viele bürokratischen Handlungen, mit der uns die Beamten das Leben verderben.

Der Posthalter würde auch noch fünf Minuten nach 6 Uhr ein Paket annehmen, das offenbar jemand von weither geschleppt hat; aber er hat Angst, er würde sonst der Zumutungen nicht mehr Herr. Der kantonale Beamte wäre ohne weiteres bereit, den dringend benötigten Paß in einer halben Stunde auszufertigen, « aber wo käme man hin », wenn jeder Anspruch darauf machen würde, in einer halben Stunde einen Paß zu erhalten?

Ein falsch verstandener Gerechtigkeits-sinn verhindert bei uns, daß von der Regel Ausnahmen gemacht werden. Eine Vorschrift aber, die konsequent durchgeführt wird, wird zur Tyrannei. Das gilt für die Verwaltung wie für die Erziehung. Wie mancher Vater strafft sein Kind nur deshalb, um konsequent zu bleiben!

Das falsche Vorbild

Die sympathische Wirtschaft « Zur Öpfel-chammer » in Zürich war, wie man weiß, das Stammlokal Gottfried Kellers. Schon mancher, der dort ein Glas über den Durst getrunken hat, fühlte sich durch diese Tatsache mit dem Dichter im Geist innig verbunden, auch wenn er vielleicht keine einzige Novelle von ihm kannte.

Es gibt eine gewisse Sorte Eidgenossen, die von Gottfried Keller stets so reden, als ob sie frère et cochon mit ihm gewesen wären. Sie nennen ihn Göpfi Keller und kennen unzählige Anekdoten, die alle irgendwie mit einem Rausch des Dichters zu tun haben.

Ich vermute, die gelegentlichen alkoholischen Exzesse Gottfried Kellers haben mehr

zu seiner Popularität beigetragen als seine ganze Dichtung.

Dieses Herunterziehen des Genies in die gemeinsame Sphäre menschlicher Unzulänglichkeit ist nicht besonders sympathisch, denn Gottfried Keller war ja nicht ein großer Schweizer, weil er den Wein liebte.

Noch bizarrer finde ich allerdings, wenn das Lebensbild bedeutender Künstler verfälscht wird, damit sie als moralisches Vorbild dienen können.

Künstler eignen sich selten als «Vorbilder für die reifere Jugend». Sie führen — nach bürgerlichen Maßstäben gemessen — in der Regel keinen exemplarischen Lebenswandel. Das wird ihnen sicher niemand verargen. Sie sind ja nicht deshalb berühmt geworden, weil sie Heilige, sondern weil sie große Bildhauer, Maler, Komponisten, Schriftsteller waren. Ihre Mission bestand darin, das Göttliche darzustellen, nicht es vorzuleben, und gerade weil sie alle Kräfte auf ihre Hauptaufgabe richten mußten, konnten sie oft für die persönliche Lebensgestaltung nicht jene moralische Energie aufbringen, die manchen wackern Mann auszeichnet.

Vom « moralischen » Standpunkt aus sind die verschiedenen Liebschaften Goethes und die Art, wie er jedes Liebeserlebnis literarisch ausbeutete, höchst fragwürdig. Das ist sicher kein Grund, dieses einmalige Genie kleiner einzuschätzen. Aber wenn nun brave Gymnasiallehrerinnen das Privatleben des Olympiers während vieler Schulstunden ausführlich behandeln und Goethe gar als menschliches Vorbild empfehlen, so ist das der Ausdruck einer merkwürdigen Geistesverwirrung.

Conrad Ferdinand Meyer und Heinrich Leuthold haben sehr verschiedene Leben geführt. Sie waren beide große Lyriker, aber keine exemplarischen Menschen, und auch Gotthelf war zwar der bedeutendste Dichter, den unser Land je hervorgebracht hat, aber ein schlechter Pfarrer.

Es ist sicher nichts dagegen einzuwenden, wenn man jungen Leuten berühmte Menschen als Vorbilder empfiehlt. Es gibt unzählige solcher moralischer Titanen, von Adrian von Bubenberg bis zu General Dufour oder Nansen. Aber die Künstler gehören in der Regel nicht dazu.